



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Jentsch, Carl: Beiträge zur Rassenkunde

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Beiträge zur Rassenkunde



Im 44. Heft des Jahrgangs 1905 haben wir berichtet, wie Ludwig Woltmann\*) den germanischen Charakter der italienischen Renaissance nachweist. Diese ist nach ihm gar keine Renaissance, sondern eine Neuschöpfung von Germanen, die allerdings auch antike Vorbilder benutzt haben. Die großen Maler, Bildhauer, Architekten jener Zeit, die Dichter und Denker sind ebenso wie die großen Päpste, Bischöfe und Heiligen des Mittelalters Germanen gewesen, wie er namentlich an ihren Porträts zeigt, soweit solche vorhanden sind. Im vorliegenden Buche (Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs. Mit 60 Bildnissen berühmter Franzosen. Jena, Eugen Diederichs, 1907) sucht er nun für Frankreich und Spanien zu beweisen, daß alles Große, Gute und Schöne, was diese Länder hervorgebracht haben, germanischen Ursprungs ist. In den einleitenden Kapiteln wiederholt er kurz seine Rassenlehre und begegnet einigen Mißverständnissen. Rassenreine Völker gebe es nicht, wohl aber reine Rasse, sowohl in einzelnen Individuen wie in Familien und in größeren Gruppen. Relativ rassenreine Völker seien die Schweden und die Spanier; bei jenen herrsche der nordische, bei diesen der mittelländische Typus vor (die meisten unsrer Rasse-theoretiker lassen die europäischen Völker aus drei Grundtypen gemischt sein: dem nordländischen oder homo europaeus, wie man jetzt lieber sagt statt Arier, dem homo mediterraneus und dem homo alpinus). Die Rasse ist ein Dauertypus, der den umwandelnden Einflüssen des Klimas und des sonstigen Milieus widersteht; alle heutigen Völker aber, natürlich auch das deutsche, sind Mischlinge aus verschiedenen Rassen. Die größere Leistungsfähigkeit der blonden weißen Rasse, ihre Befähigung zu ganz eigentümlichen hohen Leistungen liegt in ihrer vollkommenen psychophysischen Organisation. „Diese Rasse besitzt den durchschnittlich größten und kräftigsten Körperbau und verbindet damit eine Proportion der Glieder, die, nach dem Goldenen Schnitt gemessen, zugleich eine zweckmäßige Verteilung der Massen und ein ästhetisches Ideal verwirklicht. Sie hat das durchschnittlich größte Gehirn und namentlich ein stark entwickeltes Vorderhaupt, das der Sitz der höhern geistigen Funktionen ist. Die helle Komplexion,

\*) Der verdiente Forscher ist leider diesen Winter beim Baden an der Riviera vom Schlage gerührt und der Wissenschaft allzufrüh entzogen worden.

weiße Haut, blauen Augen, blonden Haare sind nicht ein zufälliges Ausschmückungsstück der Natur, sondern der Ausdruck einer besonders günstigen Ökonomie in den Vorgängen des organischen Stoffwechsels. Bei der Heranzüchtung dieser Rasse hat das Zurücktreten des Pigments dem Aufbau des Gehirns gedient, und während bei den farbigen Rassen der starke Pigmentgehalt einen intensiven Stoffverbrauch verursacht, kommt er bei der hellen Rasse dem Gehirn- und Nervenleben zugute. Außerdem ist die späte Entwicklung der Pubertät zu nennen, die bei der hellen Rasse auf das Wachstum der intellektuellen Energie günstig einwirkt. Früh eintretende Geschlechtsreife ist dagegen eine wichtige Ursache der geistigen Minderwertigkeit der Negerrasse. Bis zur Geschlechtsreife ebenso geistig regsam oder gar noch regamer als gleichaltrige Kinder der weißen Rasse, steht ihr Verstand im wahren Sinne des Wortes still, sobald die Pubertät eintritt. Dieser Unterschied zeigt sich, wenn auch in geringerm Grade, sogar zwischen den brünetten und blonden Typen. Da aber Geschlechtsleben und geistige Fähigkeiten aufs innigste verknüpft sind, so ist es leicht verständlich, daß das Wachstum der Intelligenz durch die frühe Sexualreife und die darauf gerichtete Konzentration der Affekte gehemmt wird.“ Die spät Reifenden bleiben länger jung, bewahren länger die jugendliche Empfänglichkeit, erhalten sich körperliche Rüstigkeit und geistige Spannkraft bis ins höhere Alter. Es sei unter diesen Umständen nicht zu verwundern, „wenn in den Schulen die dunkeln Brachyzephalen und die dunkeln Dolichozephalen durchschnittlich bessere Zensuren bekommen als die blonden Langköpfe, wie aus den Untersuchungen von Muffang, Ammon, Köse und andern hervorgeht, denn in der Schule entscheidet mehr der Fleiß und die Frühreife als die angeborene Begabung. Aber alle diese Autoren stellen übereinstimmend fest, daß die Blonden in den geistigen Anlagen und Fähigkeiten jenen überlegen sind, die zu einer Zeit schon geistig selbständig werden, wo diese noch von der physischen Entwicklung in Anspruch genommen sind. Aber wenn sie heranwachsen, kommen ihre angeborenen höhern Anlagen zur vollen Entfaltung, und sie machen dann unter den genialen Personen, auch in den vorwiegend brünetten Ländern, die überragende Mehrzahl aus.“ Den Einfluß der Ernährung auf die Körpergröße und des Klimas auf die Hautfarbe leugnet Boltmann nicht, erklärt aber die Ansichten, die manche Gegner der jetzt herrschenden Rassenlehre davon hegen, für übertrieben.

Es wird dann die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung Frankreichs untersucht. Die ursprünglichen Gallier sind ebenso wie die Germanen ein Zweig der weißen nordischen Rasse gewesen, aber sie waren schon zu Cäsars Zeit stark gemischt, ihre reinblütigen Individuen in Kriegen vertilgt, darum schwächer als die Germanen, deren Einwanderung damals begann und einige Jahrhunderte lang fort dauerte.

Boltmann verfolgt die Spuren, die diese Einwanderer in der Sprache, in Personen- und Ortsnamen, in der Literatur zurückgelassen haben. Er findet,

daß die alten Heldenlieder (*chansons de geste*) ebenso wie die Lieder der Troubadours nach Inhalt und Form germanisch sind. Die provenzalischen Sänger sind der großen Mehrzahl nach vornehmen Geschlechts gewesen, die herrschenden Geschlechter aber waren durchweg Germanen, wenn auch einzelne galloromanische Patrizier in diesen neuen Adel aufgenommen worden sein mögen. Das Schönheitsideal der Troubadours ist das germanische; die Damen ihrer Lieder haben blonde Haare, milchweiße Haut und goldglänzende Augenbrauen. Noch Joinville schreibt von den Sarazenen: *laides gens et hideuses sont à regarder, car li cheval des testes et des barbes sont tout noir*. Auch die Lehrer der Klosterschulen, die Träger und Pfleger der Wissenschaften, die Chronisten waren Germanen bis in ziemlich späte Zeit hinein; Froissart z. B. ist die französisierte Form von Frischhardt. Die Germanen sind auch Schöpfer einer eigentümlichen bildenden Kunst gewesen. Sie brachten ihren eignen Baustil, den Holzbau, in das romanisierte Gallien mit — Venantius hat ihn in einem kleinen Gedichte verherrlicht. Schon im sechsten Jahrhundert werden einige Architekten gerühmt, die Ildebert, Grimmo, Andulf, Runwald, Dandulf, Magulf, Gerlaic, Wido hießen. Der romanische Stil nimmt seinen Ausgang von germanischen Holzbauten. „In den Klostergängen hat sich der letzte Rest der alten Lauben erhalten, die in oberitalischen und südfranzösischen [auch in schlesischen] Städten auch heute noch die Straßen entlang unter den Häusern sich hinziehen, ähnlich wie es Fortunatus von den fränkischen Wohnungen beschreibt.“\*) Das französische *loge*, italienische *loggia* ist das germanische *laubja*.“ Die Malerei nahm unter Karl dem Großen einen bedeutenden Aufschwung. Woltmann nennt als damals berühmte Maler Bruun in Fulda, Ingober, Godescalc, Folchard in St. Gallen, Madalulfus in Fontanelle. Bei Godescalc, dem frühesten Schöpfer fränkischer Miniaturen, „haben die Figuren schon eignes Leben und bestimmten Ausdruck, sein jugendlicher Christus trägt blonde Haare und deutsche Züge, wie alle französischen Miniaturen des Mittelalters“. (Unter den literarischen Gaben, die dem badischen Fürstenpaare zu seinem Jubiläum überreicht worden sind — lesen wir soeben in der Frankfurter Zeitung —, nimmt eine Festschrift der Universität Freiburg einen hervorragenden Platz ein: Die Kunst des Klosters Reichenau im neunten und zehnten Jahrhundert und der neuentdeckte karolingische Gemäldezyklus zu Goldbach bei Überlingen von Professor Dr. Karl Künstler. Veranlaßt ist diese Publikation durch die zufällige Aufdeckung von Wandmalereien im Langhause der genannten kleinen Kirche im Jahre 1904, „nachdem schon fünf Jahre vorher im Chor daselbst Fresken zutage getreten waren, deren unmittelbarer Zusammenhang mit dem im Jahre 1880 bloßgelegten großartigen Freskenzyklus der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau sich sofort

\*) Lustig umgeben den Bau im Gewiert hochbogige Lauben,  
Zierlich vom Meister geschnit, reizvoll in spielender Kunst,

heißt es in dem erwähnten Gedicht.

zu erkennen gegeben hatte“.) Aus alledem gehe klar hervor, daß die französische Zivilisation ihre anthropologischen Wurzeln in der germanischen Rasse habe.

Um den physischen Typus der französischen Genies zu ermitteln, hat ihn Woltmann bei 250 berühmten Personen untersucht, die sich „seit Ausgang des Mittelalters in Politik, Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, die also im wahren Sinne des Worts die neuere französische Geschichte gemacht haben“. Er hat zu diesem Zwecke gegen tausend Bände Lebensbeschreibungen auf anthropologisch verwertbare Nachrichten durchsucht, von der zweitausend Bände umfassenden Sammlung von Bildnissen berühmter Personen in der Pariser Nationalbibliothek etwa hundert Bände durchgemustert und auf einer Rundreise durch Frankreich eine große Anzahl farbiger Originalporträts geprüft. Er sondert die 250 Untersuchten in die Gruppen: Staatsmänner und Kriegshelden, Philosophen, Naturforscher, Historiker und Soziologen, Dichter und Schriftsteller, Maler, Architekten und Bildhauer, Musiker, Frauen. Die Untersuchung ergibt, „daß ungefähr 70 bis 75 Prozent dem germanischen, 20 bis 25 Prozent dem gemischten und 5 Prozent dem brünneten Typus angehören“. (Die beiden Dumas haben sogar Negerblut in ihren Adern.) Auch Napoleon der Erste wird fürs Germanentum anerkannt. „Seine Gestalt war untermittelgroß; sie ist nicht etwa durch Mischung mit der kleinen brünneten Rasse entstanden, sondern die ganze Gestalt Napoleons macht, ähnlich wie die des blonden Raffael, den Eindruck einer graziilen Variation der nordischen Rasse.“

Leider ist nun diese blonde Rasse in Frankreich so gut wie in Italien der Vernichtung anheimgefallen, indem der Wandertrieb und die Kampfbegier ihre Angehörigen in unzählige Todesgefahren gestürzt haben, und der überlebende Rest in der Mischung der überwiegenden Masse von Brünneten verschwunden ist. Massenmorde von Nordländern waren die Albigenser-, später die Hugenottenkriege, wozu dann noch die Austreibung der Reformierten kam. „Auch die französische Revolution hat mit ihren Greuelthaten unter dem Adel und Bürgerstande kräftig aufgeräumt. Ich will nicht darauf hinweisen, daß Lavoisier, Chénier, Condorcet, Malesherbes als Opfer fielen; weit bedeutsamer ist es, daß die Führer der Revolution, Menschen von hervorragender Intelligenz und Energie, deren geniale Kraft zu früh und zu unvermittelt zur Macht gelangte, sich und ihre Anhänger gegenseitig ausrotteten. »Mirabeau und Marat, ruft Lapouge aus, Danton und Robespierre, Girondisten und Jakobiner — alle waren sie groß! Diese hervorragenden Menschen schickten einander gegenseitig auf das Schafott. Das dauerte zwei bis drei Jahre, und in dieser Zeit verblutete fast alles, was es in Frankreich an Seelengröße, Begeisterung und Energie gab, alles, was das alte Regime an Männern hinterlassen hatte.« Es ist heute leicht und billig, mit der Miene anthropologischer Aufgeklärtheit diese Greuelthaten zu verdammen, aber Adel und Dynastie waren selbst schuld daran, daß dieses Unheil über die Nation hereinbrach. Sie gaben den vorwärtsdrängenden Kräften des politisch erwachenden Bürgerstandes durch gesunde Reformen nicht

rechtzeitig nach, und der Adel selbst war im innersten Mark entartet. Seit Carlyle ist es Mode geworden, die ungeheuern Wohltaten, die die moderne Welt dieser großen Revolution schuldet, undankbar zu vergessen; und die gesättigten Existenzen der Bourgeoisie von heute, die nur durch sie zur Freiheit, zur Herrschaft gelangt sind und sich nun der Arbeiterklasse gegenüber aristokratisch gebärden, haben kein Recht, diese Großtat der Geschichte zu beschmutzen; denn eine solche bleibt sie, da sie die moderne Welt unter Schmerzen geboren hat.“ Es fragt sich doch, ob diese moderne Welt, deren Hauptcharakterzug der Industrialismus samt Spekulation und Schacher ist, vom Standpunkte der Rassentheoretiker aus mit Freuden begrüßt werden darf. Denn unkriegerischer Erwerbssinn ist nach ihnen der Grundcharakter der braunen Rasse, und sein Vorherrschen, das Schwinden des Rittersinns, ist ja eben das auffällige Symptom der Vernichtung der weißen Rasse, die sie als das größte Unglück, als das tragische Verhängnis des Menschengeschlechts beklagen. Unter den Beweisen für die anthropologische Verschlechterung der französischen Nation führt Woltmann natürlich auch das Zweikindersystem und die Abnahme der Geburten an, dann aber auch den Mangel an Unternehmungsgeist und die wachsende Friedensliebe. „Die politische Herrschaft — so schließt er seine Charakteristik der heutigen Franzosen — ist in Frankreich der germanischen Rasse endgiltig verloren, denn sie hat aufgehört, eine sozial herrschende Schicht zu sein. Nicht als wenn germanische Abkömmlinge unter den Staatsmännern des gegenwärtigen Frankreichs fehlten, aber in der überwiegenden Mehrzahl sind an ihre Stelle Rundköpfe, Mittelländer und altgallische Mischlinge getreten. Die Abwicklung der Dreyfusaffäre hat jedoch gezeigt, daß die Nation noch großer sittlicher Begeisterung fähig ist, und der Kampf gegen die Kirche und ihre Trennung vom Staat ist ein Unternehmen, um das Frankreich beneidet werden muß. Leider kommt dieser Kampf zu spät und ist er nicht gründlich genug. Es fehlt die Bekämpfung des völkermordenden Zölibats. Ob die Nation noch einmal einen politischen Aufschwung erleben wird, wie zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons, muß die Zukunft lehren, doch ist es mehr zweifelhaft als gewiß. Indes flüchtet sich das germanische Element in die Regionen der geistigen Welt und sichert der französischen Nation in der Kunst die hohe Stellung unter den Völkern, die sie in Wirtschaft [doch bloß in der Exportindustrie; wirtschaftlich sind die Franzosen sogar Virtuosen] und Politik verloren hat.“ Als ein Symptom der abnehmenden Kriegslust der Franzosen darf man wohl auch das Ergebnis eines Plebiszits ansehen, über das in diesem Augenblick die Zeitungen berichten. Petit Parisien hat seine anderthalb Millionen Abnehmer gefragt, wen sie für den größten Mann Frankreichs halten. Die meisten Stimmen, nämlich 424 201, hat ein Mann der hygienischen Wissenschaft bekommen, nämlich Pasteur; dann folgt Viktor Hugo mit 409 673, dann erst Gambetta mit 407 814, hierauf Napoleon der Erste mit 381 153 Stimmen. Bei dieser Gelegenheit mag noch einmal daran erinnert werden, daß Friedrich List, der von der modernen Anthropologie

und Biologie noch nichts wußte, doch schon das in Woltmanns Buch behandelte Ergebnis erkannt hat. Die Frucht seines Besuchs in London, den er nicht lange vor seinem Tode unternommen hat, war eine an die Regierungen in Berlin und London gerichtete Denkschrift „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland“. Darin heißt es, die Natur habe den Franzosen die Eigenschaften versagt, die ein Volk befähigen, den höchsten Gipfel der Macht und des Reichthums zu erklimmen. Nur die Provinzen Frankreichs leisteten Hervorragendes in Gewerbe, Handel und Schifffahrt, deren Bevölkerung stark mit Deutschen gemischt ist: Elsaß-Lothringen, Flandern, Normandie. Darum möchten die Franzosen, um ihrem Nationalkörper die diesem fehlenden Vorzüge in stärkerem Maße zu verschaffen, Deutschland bis zum Rhein und Holland erobern.

Spanien hat Woltmann nicht bereisen können, deshalb sich für den kurzen Abschnitt, den er diesem Lande widmet, auf literarische Informationen angewiesen gesehen. Priesterherrschaft, Verweichlichung und Üppigkeit haben die germanischen Einwanderer so geschwächt, daß sie von den Arabern besiegt wurden, aber in den Kriegen, die der in die Nordprovinzen geflüchtete gotische Feudaladel zur Wiedergewinnung des Landes führte, erfuhr er eine Verjüngung. Die Helden dieser Kämpfe, die freilich zugleich auch viel edle Leben kosteten, sind alle Germanen gewesen, namentlich der Eid (arabisch Seid = Herr) oder Campeador (Kämpfer) Ruy Diaz (Roderich Dieterich) aus dem Hause Lainez (Leiner). Auch am Eid und seiner Gemahlin werden die weiße und rote Gesichtsfarbe, die hellen Augen, die goldnen Locken gerühmt, und alle schönen Frauen, die in den Novellen des Don Quijote vorkommen, erfahren dasselbe Lob; das germanische Schönheitsideal galt also auch noch in der Zeit des Cervantes. Auch der großen Isabella von Kastilien schreiben die Chronisten hellen Teint und blaue Augen zu. (Warum erwähnt der Verfasser nicht auch die kleine dicke Isabella des vorigen Jahrhunderts, von der er doch gewiß in Paris Bildnisse zu sehen bekommen konnte? Rezensent erinnert sich, als zehnjähriger Knabe in einem Modejournal das kolorierte Bild der dreizehnjährigen Königin gesehen zu haben, die 1843 mündig erklärt wurde; er war entzückt von den schönen blauen Augen, und seitdem sind ihm blaue Augen und braune Haare immer als eine besonders schöne Kombination erschienen.) Wenn, meint Woltmann, als Vorzüge der spanischen Kunst Ernst und Wahrhaftigkeit hervorgehoben würden, so könne man diese Eigenschaften doch wohl nicht für ein arabisches Erbe halten. (Aber die dem Ernst verwandte Grandezza dürfte ein solches sein.) Als Ursachen des seit zwei Jahrhunderten eingetretenen Stillstands und Verfalls des Landes würden mit Recht gewöhnlich die Vertreibung der Mauren und der Juden und die Priesterherrschaft angeführt, aber der Genius der Rasse sei dadurch nicht getroffen worden; die eigentliche Ursache sei das Aussterben der germanischen Herrenschicht, die Erzeugerin und Trägerin der politischen und der geistigen Wiedergeburt gewesen war.

Jean Finot (Das Rassenvorurteil von Jean Finot. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von E. Müller-Röder. Berlin, Hupeden und Merzlyn, 1906) erklärt, um es kurz zu sagen, die ganze moderne Rassentheorie für einen Schwindel, für ein jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrendes Erzeugnis von Leidenschaft und Interesse. Natürlich ist auch seine radikale Kritik aus Leidenschaft und Interesse hervorgegangen. Als Franzose muß er sich gekränkt fühlen, wenn die deutschen Gelehrten, unterstützt von seinen Landsleuten Gobineau und Lapouge, die Überlegenheit der Deutschen über die Franzosen aus der Anthropologie und Biologie erklären. Und er ist ein Demokrat, dessen humane Seele sich empört, wenn Unterdrückung und Ausrottung ganzer Völker oder Bevölkerungsschichten mit dem natürlichen Herrenrecht entschuldigt oder empfohlen werden. Entrüstet wendet er sich gegen die mancherlei Züchtungsvorschläge, die den Menschen ganz wie ein Tier behandeln, und er hat Recht, wenn er auf Sparta hinweist, dessen Menschenzüchtung mit dem Aussterben seines Herrenvölkchens geendet habe. Nicht ganz so überzeugend wirkt der Hinweis auf Indien, dessen klägliches Schicksal durch die ängstliche Fürsorge für die Reinblütigkeit der Herrenkaste nicht abgewandt worden sei, denn die Schlawheit der Inder aller Rassen ist eine Wirkung des Klimas. Er führt u. a. aus, die Langköpfigkeit sei eine für die Bestimmung der verschiedenen Menschenarten ganz wertlose Eigenschaft (bei einer frühern Gelegenheit haben wir angeführt, daß die Neger Dolichocephalen sind); zudem würden die Schädelmessungen nach so viel verschiedenen Methoden vorgenommen, daß die Indexzahlen (der Index ist der Bruch, der die Breite zum Zähler, die Länge zum Nenner hat) außerordentlich verschieden ausfielen. Alle Änderungen des Menschenleibes seien Wirkungen des Klimas, des Bodens, der Ernährung, Beschäftigung, der ganzen Lebensweise, der Kulturstufe, der sozialen Zustände. Entscheidend seien namentlich auch die geistigen Einflüsse wie Religion und Bildung. Keiner dieser Einflüsse jedoch und auch nicht ihre vereinte Kraft bewirke eine Veränderung, die dazu berechtige, von verschiedenen Menschenrassen zu sprechen; die Menschen aller sogenannten Rassen hätten denselben anatomischen Bau und dieselbe Zusammensetzung des Blutes, was bei Tieren verschiedner Gattung nicht der Fall sei. In Beziehung auf die Arier habe erst kürzlich R. Hartmann erklärt, daß sie niemals als Urvolk existiert haben, sondern nur als eine Erfindung von Stubengelehrten, und lange vorher schon habe Virchow dasselbe gesagt. Französische Anthropologen hätte die Entartung der Pariser beschrieben. „Es ist an ihnen nicht bloß eine merkliche Abnahme der Körpergröße wahrzunehmen, sondern es zeigen sich auch Skrofulose, häufige Mißbildungen des Rückgrats, der Glieder, der Gesichtsknochen.“ Spätestens in der fünften Generation sterben die Pariser Familien aus, sodaß die Bevölkerung dieser Stadt des beständigen Zuflusses von außen bedarf. „Stellen wir uns vor, die Stadt Paris wäre mit dem Fortbestand ihrer Bevölkerung ausschließlich auf sich selbst angewiesen, so würden wir eine Entartung erleben, deren Produkt [in den paar

Generationen vorm Aussterben] unfehlbar als eine besondere Rasse bezeichnet werden würde, um so mehr, als es manche äußern Merkmale ganz deutlich von den übrigen unterscheiden.“ Da zu den genannten abändernden Einflüssen nun auch noch unaufhörliche Mischungen kommen, so schwinde jede Möglichkeit, zwischen den unzähligen Spielarten feste Grenzen zu ziehen und jede so umgrenzte Menschenzahl als eine besondere Rasse von den übrigen Menschen abzusperren. Namentlich die Bevölkerung Frankreichs sei stärker und aus zahlreichern Bestandteilen gemischt als die irgendeines andern Landes, und gerade dieser Mischung verdanke es seine hohe Kultur; der französische Geist sei die Quintessenz der europäischen Zivilisation und des allgemeinen Fortschritts; keine Hauptstadt erfreue sich eines so zahlreichen Fremdenzuzusses wie Paris.

Woltmann hat Finots Buch im vorigen Dezemberheft der Politisch-Anthropologischen Revue unter der Überschrift „Ein vorurteilsvolles Buch über das Rassenurteil“ kritisiert. Finot stehe ja nicht allein, auch Ludwig Stein, Nordau, Herz und viele andre kämpften gegen die Rassenanthropologie. Aber sie alle übertrage Finot „in der Folgerichtigkeit des Vorurteils und in der Unwissenheit sowie in der Dreistigkeit der Verdrehungskünste“. Doch gebe es einen Abschnitt in dem Buche, dem man ein Verdienst nicht absprechen könne: er handle von der vulgären Völkerpsychologie, denn auf diesem Gebiete sei viel gesündigt worden. (Wundts großes Werk hat mit dieser „vulgären“ Völkerpsychologie nichts gemein.) Wir finden Finots Buch doch auch noch in andrer Beziehung verdienstlich. Es ist notwendig, von Zeit zu Zeit auf die Unsicherheit der Ergebnisse der Rassenlehre und auf die vielfachen Meinungsverschiedenheiten ihrer Vertreter hinzuweisen sowie auch gewissen falschen Anwendungen entgegenzutreten, wie wir das denn selbst namentlich Ammon und Tille gegenüber sehr energisch getan haben. Um nur einen Punkt von untergeordneter Bedeutung hervorzuheben: für die Abschätzung der Schülerleistungen nach der Haar- und Augenfarbe ist das von Ammon bearbeitete Material viel zu dürftig, und die Ergänzung: der Nachweis, daß nach der Schulzeit die Braunen von den Blondem überflügelt werden, fehlt vorläufig noch. Freilich schießt Finot mit seiner Kritik weit über das Ziel. Es mag viele häßliche und dunkelgefärbte Europäer geben, die, neben einen Mongolen gestellt, sich von diesem im Typus gar nicht unterscheiden lassen; aber wer den durchschnittlichen Kaukasier vom Durchschnittsmongolen, Neger, Indianer nicht unterscheiden kann, der ist blind. Dagegen stehen wir dem hypothetischen homo mediterraneus und alpinus unsrer Rassentheoretiker skeptisch gegenüber. Falls diese Menschenarten existiert haben, sind sie entweder durch Vermischung der Weißen mit Mongolen und Negern entstanden, oder sie sind verschlechterte Abarten der weißen Rasse gewesen. Man sollte das Wort Rasse nur im ursprünglichen Sinne Blumenbachs anwenden oder noch besser auf die Unterscheidung von weißen, schwarzen und gelben Menschen einschränken, die Verschiedenheiten der Europäer und der Vorderastaten aber nur als Spielarten bezeichnen. In der wissenschaftlichen Sprache

wenigstens. In der Unterhaltung mag man immerhin unter den Bewohnern eines Landes, die anthropologisch unzweifelhaft einer und derselben Rasse angehören, Leute von edlerer oder reinerer und von schlechterer Rasse unterscheiden. Woltmann schreibt ganz richtig: „Alle Rassen gehören zu derselben Gattung, und nichts ist natürlicher, als daß die Rassen nicht absolut voneinander geschieden sind, sondern daß sie sich in den einen Merkmalen einander nähern, in den andern voneinander entfernen. Aber Herr Finot will uns weis machen, daß die Konstanz dieser Unterschiede und ihre Dauer absolut von der Umwelt abhängig sei, daß z. B. alle Farbdifferenzen nur Quantitätsdifferenzen seien, und daß die Vererbung in ein andres Medium aus einem Blondem einen Braunen mache. Das entspricht aber absolut nicht den tatsächlichen Beobachtungen. Das »gewisse Medium« existiert nur in der Einbildung [hier schießt Woltmann über das Ziel]. Noch nie hat man beobachtet, daß durch die Umgebung aus einem Blondem ein Brauner geworden ist. [Wir haben in den Grenzbotenartikeln über »Anthropologische Fragen«, die als drittes Kapitel in die Schrift »Sozialauslese« aufgenommen worden sind, Zeugnisse dafür angeführt, daß Boden und Klima den Knochenbau, die Körpergröße, die Farbe der Menschen so gut wie die der Tiere verändern; für die Veränderung der Tiere existieren besonders zahlreiche Beobachtungen der Pferde-, Rindvieh- und Schafzüchter.] Wahrscheinlich ist in einer vergangenen geologischen Epoche [Periode] unter Milieueinflüssen einmal die blonde Rasse aus einer brünetten hervorgegangen; aber das ist eine ganz andre Auffassungsweise als die von Finot beliebte, als wenn sich die anthropologischen Merkmale in einer oder ein paar Generationen umwandeln.“

In den letzten Sätzen liegt die Schlichtung des Streits. Die ganze Frage ist eine Quantitätsfrage. Die einen überschätzen, die andern unterschätzen die Macht des Milieus. Die einen fordern für die Entstehung einer neuen Rasse einen längern Zeitraum, als ihn die andern bewilligen wollen. Daß die Rassen durch Milieueinflüsse entstanden sind, gibt auch Woltmann zu. Wie sollten sie auch anders entstanden sein, wenn das ganze Menschengeschlecht eine Gattung ausmacht? Daß dieses von Woltmann klar und deutlich ausgesprochen wird, ist ein Fortschritt, den die Biologie der Kritik der Opposition zu danken hat, denn manche ältern Affenliebhaber waren geneigt, die Verwandtschaft zwischen dem Menschen und dem Affen für näher zu halten als die zwischen dem Weißen und dem Neger. Wenn aber Woltmann behauptet, in historischer Zeit könne eine solche Verwandlung nicht vor sich gehen, dazu gehöre eine geologische, also wohl nach Hunderttausenden von Jahren zu bemessende Periode, so behauptet er zuviel. Es bleibt abzuwarten, ob nicht z. B. innerhalb tausend Jahren eine sich in Nordamerika reinblütig fortpflanzende Negerfamilie den Typus des homo europaeus annimmt. Finot macht sich in Beziehung auf das genannte Land zweier Übertreibungen schuldig. Er behauptet, die Europäer nähmen in Nordamerika den Indianertypus an; bisher ist aber bloß beobachtet worden,

daß sie dort lang und schlank werden. Und er behauptet ferner, viele Neger hätten sich in den Vereinigten Staaten schon so umgewandelt, daß sie von den Weißen nicht zu unterscheiden seien. Demgegenüber wird Woltmann Recht haben, wenn er feststellt, daß diese sogenannten Neger Mischlinge seien. Er schlägt jedoch wiederum die Veränderung, die mit den Negern in Nordamerika schon vorgegangen ist, zu gering an. Sehr interessante Beiträge zur nordamerikanischen Negerfrage enthält der zweite (1906 bei Duncker und Humblot erschienene) Band des sehr verdienstlichen Werkes: Baumwollenproduktion und Pflanzungswirtschaft in den Nordamerikanischen Südstaaten von Dr. Ernst von Halle. (Den ersten haben wir im 41. Heft des Jahrgangs 1897 besprochen; der vorliegende zweite erzählt die Geschichte des „Baumwollenkönigreichs“ im Sezessionskriege und in der Zeit der Rekonstruktion der Südstaaten.) Halle zeigt, daß während der Sklaverei mit den Negern eine sehr vorteilhafte Veränderung vorgegangen ist in psychischer und sittlicher Beziehung, daß aber die Philanthropen, die sie vollständig befreiten und sie als Vollmenschen behandelten, schwere Enttäuschungen erlitten. Die psychische Konstitution ändert sich also, und zwar in historischer Zeit, aber langsam, und wenn der Schwarze als das behandelt wird, was er ethisch ist: als erziehungs- und leitungsbedürftiges Kind. Es ist nicht ganz korrekt ausgedrückt, wenn Woltmann sagt, bei Eintritt der Pubertät bleibe der Verstand still stehen. Der Unterschied des Schwarzen vom Weißen liegt auch nach erlangter Geschlechtsreife nicht in der Intelligenz, sondern, wie u. a. Dr. Schiele in den Grenzboten gezeigt hat, im Charakter, im Willen: der Neger bleibt mit der Charakterentwicklung auf der Knabenstufe stehen. Nun muß jede Erziehung einmal ihr Ziel erreichen und damit ein Ende haben; der Unterschied zwischen der Völkernerziehung und der Individualerziehung des Europäerkindes besteht nur darin, daß jene mehrere Generationen beansprucht. Daß sie schließlich ihr Ziel erreicht, das haben ja die Deutschen, nicht eben zu ihrer Freude, an den Westslawen erlebt. Bei den Negern wird sie für die ganze Masse einige Generationen mehr beanspruchen, aber einzelne Individuen stehen, daran läßt sich nicht zweifeln, schon heute dem Europäer in Bildung und Charakter vollkommen gleich, wenn sich auch kein Genie unter ihnen findet. Eine wie lange oder nach rassen-theoretischer Auffassung kurze Zeit aber die anatomische und die physiologische Umwandlung beansprucht, das muß die Zukunft lehren. Behaupten und vor der Zeit entscheiden wollen ist da nicht am Platze; *qui vivra, verira*. Eine der physiologischen Eigentümlichkeiten, die frühe Geschlechtsreife, ist zweifellos eine Wirkung des Klimas. Der stetig im Norden lebende Neger wird sie verlieren, wie sie das Kind des Nordländers durch ungeeignete Lebensweise schon, ohne in ein warmes Klima auszuwandern, erwirbt.

In seiner Schlußbetrachtung schreibt Finot: „Das Prinzip der menschlichen Gleichheit [soll heißen: die Tatsache, daß die Menschen aller Rassen zu einer und derselben Gattung gehören] hebt das Recht der Niedermetzelung sogenannter

niederer Völker auf und ebenso das von den einen beanspruchte Recht, über die andern zu herrschen.“ Ein Recht, andre Völker niederzumegeln, hat, vom Falle der Notwehr abgesehen, der homo europaeus nicht. Und da auch die schwarzen und die gelben Menschen eben doch Menschen sind, so haben sie ein Recht darauf, als Menschen behandelt zu werden, nicht als Schlachtvieh oder als Arbeitstiere. Was aber die Herrschaft anlangt, so wurzelt das natürliche Recht auf solche in der unleugbaren Tatsache, daß es Menschen gibt, die zum Herrschen und Leiten befähigt sind, und andre, die der Leitung bedürfen und dabei zum Dienen geschickt sind. Das gilt nicht allein von den Weißen in ihrem Verhältnis zu den Farbigen, sondern auch von dem gegenseitigen Verhältnis verschiedner weißer Individuen und Volksschichten zueinander. Wenn ein zur Herrschaft Befähigter einen der Leitung Bedürftigen beherrscht, so fügt er diesem kein Unrecht zu, sondern erweist ihm eine Wohlthat, gerade so wie der Erwachsene dem Kinde, das leitungslös zu lassen unrecht und grausam wäre. Unrecht wird nur dann begangen, wenn der Herrschende entweder den Untergebenen falsch leitet oder ihn schlecht behandelt oder ihn nach erlangter Charakterreise im Zustande der Unmündigkeit festhalten will. Ob Vollreife und gleiche Begabung aller erwachsenen Menschen und demnach Gleichheit aller in der Kraft, sich zu betätigen, im Recht, im Rang und im Vermögen, mit einem Worte die vollendete Demokratie, ein Ideal ist, dessen baldige Verwirklichung man wünschen müsse, das soll man nicht eher entscheiden, als bis man sich den Zustand einer solchen Demokratie im einzelnen ausgemalt hat. Dagegen kann man den Satz unterschreiben: „Statt das Vaterlandsgefühl zu zerstören, wird die rechte Vorstellung von Menschlichkeit es nur stärken und erhöhen; es ist dann kein brutaler Instinkt des Blutes mehr, sondern der gesteigerte Ausdruck eines gemeinsamen Ideals, gemeinsamer moralischer und materieller Interessen.“ In der That sind es gleichartige Bildung und gemeinsame Interessen, die eine Nation ausmachen. Aber der eigentümliche Wert einer Nationalkultur hängt doch zu einem großen Teil von der Begabung des in der ethnischen Zusammensetzung der Nation vorherrschenden Massenbestandteils ab, und darum ist die Rasse zwar nicht die Wurzel des Patriotismus, aber ein Element, das seine Wärme erhöht und ihm seine eigentümliche Farbe gibt.

Carl Jentsch

